

Wo geht's hin mit dem Ehrenamt? Zur Standortbestimmung eines zentralen Themas der Jugendverbandsarbeit

Rauschenbach, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rauschenbach, T. (1993). Wo geht's hin mit dem Ehrenamt? Zur Standortbestimmung eines zentralen Themas der Jugendverbandsarbeit. In *Viel Einsatz - wenig Ehre : Ehrenamtliche im Jugendverband - nicht entlohnen, aber belohnen* (S. 17-36). Bonn: Deutscher Bundesjugendring. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-37501>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Ehrenamt im Jugendverband

Wo geht's hin mit dem Ehrenamt?

Zur Standortbestimmung eines zentralen

Themas der Jugendverbandsarbeit

von Prof. Dr. Thomas Rauschenbach

Die Jugendverbände haben eine hohe Hypothek auf sich geladen, spielen gewissermaßen Roulette mit ihrem letzten Einsatz und setzen dabei unter Umständen ihre gesamte Existenz aufs Spiel. Folgt man den verschrifteten Absichtserklärungen vieler Jugendverbände und ihrer Dachorganisationen, so darf, kann und wird es vorerst auch künftig keinen Zweifel geben an der Gültigkeit der Gleichung: „Ohne Ehrenamt kein Jugendverband“, oder genauer: „Ohne ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter keine Jugendverbandsarbeit“. Die Zukunft der Jugendverbandsarbeit wird gleichsam schicksalhaft mit der Zukunft des verbandlichen Ehrenamtes verknüpft. Ob die dabei fast schon demonstrativ zum Ausdruck gebrachte Selbstsicherheit sich letzten Endes lediglich als rhetorische Durchhalteparole entlarvt – ähnlich der regelmäßigen Beteuerungen von Bundesliga-Managern und Vereinspräsidenten, trotz eines akuten Mißerfolges am Trainer festzuhalten –, oder ob sich aus dieser Selbstfestlegung doch eine

neue, trotzig-innovative Kraft des Überlebens entwickelt, kann derzeit niemand mit Sicherheit sagen. Darüber wird, wie es so schön heißt, die Geschichte entscheiden.

Gleichwohl haben die Jugendverbände trotz dieser im Prinzip durchaus nachvollziehbaren und sympathischen Solidarität zu ihrer eigenen Geschichte, ihren Wurzeln und einem ihrer zentralen Funktionsprinzipien damit allein schon deshalb ein schweres Los gewählt, weil das Problem des „schwindenden Ehrenamtes“ – sofern dieses tatsächlich eines ist (und daran gibt es wohl kaum Zweifel) – sich weder einfach wegreden bzw. wegwünschen noch einfach aussitzen läßt. Denn: Wenn sich nicht mehr genügend junge Menschen finden, die bereit sind, sich ehrenamtlich zu engagieren, wenn nicht mehr genügend da sind, die sich freiwillig auf eine unentgeltliche Mitarbeit *in einem Jugendverband* einigermaßen verbindlich einlassen, dann löst sich dieser sozusagen von alleine auf. Und erste, ernstzunehmende und

untrügliche Indizien für diesbezüglich sich ankündigende Veränderungen zeigen sich dann, wenn sich der Verband schleichend von einer Jugendorganisation in eine Art Ehemaligen- und Seniorentreffen verwandelt, bei dem die *erinnerten* Ereignisse die je *aktuellen* zu überwiegen beginnen, bei der also die Vergangenheit wichtiger wird als die Zukunft (und dem Vernehmen nach soll es solche Entwicklungen in einigen Jugendverbänden bereits geben).

Die Jugendverbände haben es also in der Tat nicht einfach. Sie sind – keineswegs alleine oder selbstverschuldet – in die unerbittlichen Fallstricke gesellschaftlicher Modernisierung und in die Zwickmühle eines alternativlosen und schmerzhaften Entscheidungszwanges geraten: Halten sie an ihrer Tradition fest, müssen sie damit rechnen, immer stärker ins gesellschaftliche und jugendpolitische Abseits zu geraten. Versuchen sie sich den aktuellen Erfordernissen anzupassen, stehen sie in der Gefahr, ihre eigene Identität und ihre soziokulturelle Unverwechselbarkeit zu verlieren. Und zudem könnten sie auch gar nicht ohne weiteres, ob sie wollen oder nicht, einfach beschließen, sich ab morgen vom Konzept der Ehrenamtlichkeit zu verabschieden. Dazu wären reale Alternativen noch viel zu undeutlich bzw. logistisch und finanziell noch viel zu ungesichert. Deshalb macht es durchaus Sinn, erst einmal kurzfristig nach den Re-

paraturmöglichkeiten des Ehrenamtes zu fragen, also so etwas wie eine nochmalige Runderneuerung anzustreben (und diesbezüglich gibt es ja auch allerlei Versuche – allerdings wird dabei das Ehrenamt nicht schon dadurch neu, daß man es einfach „neu“ nennt).

Die letzten Endes nicht von der Hand zu weisenden, möglichen fatalen Konsequenzen eines eindimensionalen und kompromißlosen Festhaltens am „Modell Ehrenamt“ ohne echte Alternative macht es jedoch dringlicher denn je, sich wenigstens vorab selbstkritisch mit den Risiken und unbeabsichtigten Nebenfolgen auseinanderzusetzen (zumindest dann, wenn man bei den Jugendverbänden nicht – im Kleinformat – ebenso fassungsloser Zeitzeuge werden will mit Blick auf die innere Reformunfähigkeit wie beim jüngsten Zerfall politischer Systeme).

Ich will deshalb im folgenden, gleichsam als Kontrastfolie, einige Einwände und Nebenwirkungen des Ehrenamtes in Erinnerung rufen, damit auf der unter Zeitdruck stehenden Suche nach der Zukunft des Ehrenamtes nicht unnötige Umwege und ineffektive Zeitvergeudungen die ohnehin begrenzten Erfolgchancen noch zusätzlich mindern. Wenigstens in diesem Punkt können Jugendverbände durch eine kluge Selbstbeobachtung, die auch ideologische Scheuklappen bei sich selbst einkalkuliert, den Anforderungen einer „reflektiven Moderni-

sierung“, wie der Soziologe Ulrich Beck dies nennt, gerecht werden. Denn eins dürfte allen klar sein: Die Zeichen stehen für das Ehrenamt derzeit nicht besonders gut (und dies ist beileibe nicht nur ein herbeigeredetes Problem selbsternannter Verbandsinterpreten, und es ist übrigens auch kein Problem, wie dies verbandsintern immer mal wieder zu hören ist, ein Problem der Professionellen – auch wenn es mit deren verstärktem Einzug zeitgleich in den Verbänden aufgetreten ist).

Das Problem, seine Erscheinungsformen, seine Ursachen und die sich daraus ergebenden Perspektiven sind komplexer als ich sie hier verhandeln kann. Ich wähle daher einige der mir zentral erscheinenden Gesichtspunkte aus, wobei ich die grundlegenden gesellschaftlichen Überlegungen – obgleich ich sie für wichtig erachte – nur am Rande streife. Ich gehe einige Punkte, die derzeit zum Für und Wider des Ehrenamtes gemacht werden, der Reihe nach durch, mit Blick auf den Zeitrahmen jedoch in zugespitzter Form.

1. Von den versiegenden Quellen oder: das Ehrenamt ohne Milieu

Unbestreitbar lebten die Vereine, Verbände und freiwilligen Organisationen, wie sie in Deutschland massenhaft in der zweiten Hälfte des letzten und im ersten Drittel dieses Jahrhunderts gegründet worden sind, von den innerfamilialen Verflechtungen, von der generationsübergreifenden Konstanz lokaler Milieus und stabiler Wertgemeinschaften sowie von der Weitergabe gelebter Vereinsgeschichte an die hineinwachsende Generation. Die Nachwuchsfrage war somit immer zuallererst eine Frage nach den Kindern und dem verwandtschaftlichen Umfeld der jeweils aktiven Vereinsmitglieder. Und das ehrenamtliche Engagement war in dieser

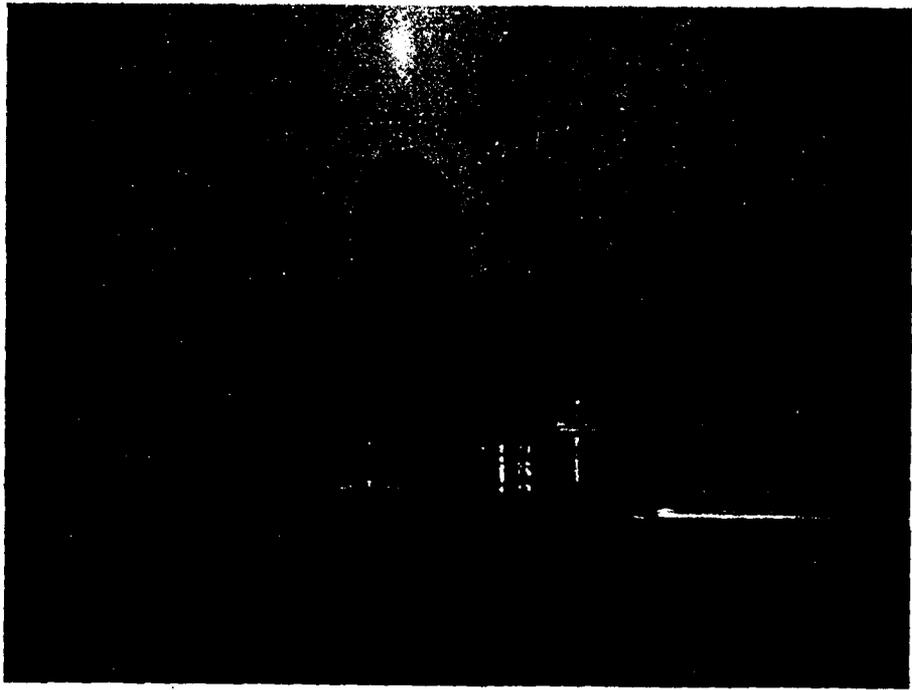
Form tatsächlich so etwas wie eine ehrenvolle und prestigeträchtige Aufgabe, war mit ihr doch vielfach eine Anerkennung in der lokalen Öffentlichkeit, im Verein oder Verband, im Gemeinwesen (z. B. als Gemeinde- oder Ortschaftsrat) oder dem entsprechenden Milieu verbunden.

In dem Maße jedoch, wie die Gesellschaft – über materiellen Wohlstand, frei zugängliche Warenmärkte, in Aussicht gestellte Aufstiegsverheißungen und eine zuvor nie dagewesene Mobilisierung und Flexibilisierung – gewissermaßen die mit der Geburt vorgegebenen „Klassenlagen“ einem sog. „Indivi-

dualisierungsschub“ ausgesetzt hat, hat sie zugleich auch die Bedeutung der traditionellen Milieus als Produzenten von Lebensformen und als Geländer der Lebensführung relativiert. Hiervon können ausnahmslos alle Milieus mit einer langen Tradition ein Lied singen, von den Parteien über die Gewerkschaften bis zu den Kirchen, Wohlfahrtsverbänden und z. T. auch den Sportvereinen. Und daß dies unmittelbare Auswirkungen auf die Bereitschaft und den Stellenwert des freiwilligen Engagements in diesen Organisationen hat, wird nicht erst deutlich, seit diese Organisationen – im Bild geredet – in einem Auswärtsspiel in den neuen Bundeslän-

dern antreten müssen und dort ohne die einheimischen Fans, also ohne die positive Voreingenommenheit des vertrauten Milieus auskommen müssen und dabei enorme Probleme der Mitgliederrekrutierung haben (daß die Gewerkschaften in der ersten Runde am besten weggekommen sind, hängt ganz offenkundig damit zusammen, daß sie ihre Bedeutung am ehesten über die konkreten Hilfen bei den bedrohten Arbeitsplätzen plausibel machen konnte).

Das heißt also: Milieu und die Gewinnung von Ehrenamtlichen gehörten bislang aufs engste zusammen, die entsprechenden Wert- und Gesinnungsgemeinschaften waren



seit jeher für die Jugendverbände die natürlichen Quellen im permanenten Fluß des Kommens und Gehens neuer ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Mit dem schleichenden Zerfall und Bedeutungsverlust der Herkunftsmilieus wird demzufolge auch das Band der naturwüchsigen Rekrutierung über die Kinder und Kindeskiner der alten Vereins- und Verbandsmitglieder durchschnitten, beginnt gleichsam die gewohnte und natürliche Quelle des Zuflusses zu versiegen.

Mit den Erosionserscheinungen der Milieus ist aber unterdessen keineswegs nur das organisatorische Dilemma der Gewinnung von Ehrenamtlichen verbunden, sondern viel-

mehr ein damit einhergehender eigener neuer Orientierungs- und Selbstvergewisserungsbedarf der Jugendverbände. Mit anderen Worten: Jugendverbände sind nicht nur Produkte, sondern auch Produzenten von Milieus. Und konsequent zu Ende gedacht heißt das: In gewisser Hinsicht ist das Thema Ehrenamtlichkeit nur die Erscheinungsform eines dahinterliegenden, tieferen Selbstvergewisserungsbedarfs der Jugendverbände, sozusagen nur die Spitze eines Eisberges. So wird aus einer scheinbar nachrangigen Organisationsfrage unversehens eine ins Mark zielende, grundlegende Konzeptionsfrage über die Gestalt und Zukunft von modernen Jugendverbänden.

2. Ohne Amt und Ehre oder: Zum Strukturwandel des Ehrenamtes

Bis in die 60er Jahre hinein war für die Lage der Jugendverbände im wesentlichen kennzeichnend, daß sie mehr oder weniger Alleinanbieter in Sachen öffentlich organisierter Jugendarbeit waren:

- Noch gab es damals - außerhalb von Großstädten - keine weit verbreitete oder einflußreiche kommunale und offene Jugendarbeit (sie war zumindest noch keine echte Konkurrenz);
- noch gab es keine flächendeckenden jugendspezifischen Konsum-

angebote in großem Stil, also Discos, Kneipen, Kinos, Spielhallen, Fitneßstudios, Tennishallen etc.;

- noch gab es nicht die horizont- und weltöffnenden sowie neue Bedürfnisse hervorlockenden Mobilitätsangebote zwischen den mentalen Reisen via Bildschirm, CD und Video ins Land der Phantasie und Illusionen einerseits und den motorisierten Reisen mit den Eltern, per Bahn oder mit den Freunden in das nahe und ferne Ausland andererseits; und

- noch gab es auch nicht - für die jüngeren - das scheinbar unendliche Freizeitangebot zwischen Reiten, Musikunterricht, Ballett, Jugendkunstschule, diversen (Mode)Sportarten, Freizeitparks, verkabelten Kinderzimmern bzw. Kindersendungen auf buchstäblich allen Kanälen.

Dies alles hat sich in den letzten 25 Jahren nachhaltig verändert. Die weitaus höhere Mobilität der heutigen Kinder und Jugendlichen - und sei es nur durch die Fahrdienste der Mütter setzt das ehemals konkurrenzlose Programm der Jugendgruppe um die Ecke, im eigenen Dorf oder Stadtteil, nunmehr einem inflationären Angebot an spezialisierten und z. T. auch hochkompetenten Mitbietern schonungslos aus. Und damit entstehen für die Jugendverbände zwangsläufig zwei neue Strukturprobleme: *Masse und Klasse*.

Auf der einen Seite führt das schlichte Problem der Vervielfältigung von Angeboten für Kinder und Jugendliche für die Jugendverbände zum gleichen Effekt wie bei den zurückgehenden Einschaltquoten der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten mit dem Aufkommen der privaten Fernsehsender die Kuchenstücke - dort: ZuschauerInnen und Werbung, hier Besucher und Ehrenamtliche - müssen durch mehr Anwesende geteilt werden und werden folgerichtig kleiner. Und vielleicht müssen sich die Jugendverbände ja schlicht und ein-

fach nur an diese *quantitative* Verkleinerung gewöhnen (sofern es ihnen gelingt, diesen Schrumpfungsprozeß logistisch zu überleben).

Auf der anderen Seite nimmt aber auch der *qualitative* Konkurrenzdruck schonungslos zu: pädagogisch qualifizierte Fachkräfte in der einen Richtung, perfekte Unterhaltungsqualität einer allgegenwärtigen Medienwelt in der anderen Richtung und schließlich auch die attraktiven und unverbindlich bzw. anonym nutzbaren Angebote der kommerziellen Anbieter in stets aktuell-modischem Outfit bis in die Raumausstattung hinein sowie den besseren personellen und sächlichen Ressourcen.

Das ehrenamtliche Angebot der Jugendverbände kann da zunächst in vielem nicht mithalten, und - wie dann oft rasch hinzugefügt wird - *will* es auch gar nicht. Die Frage ist dann nur, ob Jugendverbände tatsächlich noch über etwas verfügen, was Kinder und Jugendliche suchen und wollen, jedoch bei anderen Anbietern, in anderen Lebenszusammenhängen so nicht bekommen, was also Jugendverbände zumindest für einen Teil der Jugendlichen so unverwechselbar attraktiv macht, daß sie die Angebote auch tatsächlich nutzen, mittelfristig im Verband bleiben und früher oder später darin auch ein Stück Verantwortung mit übernehmen. Das ehrenamtliche Engagement und die Jugendverbände jedenfalls müssen sich in dieser Hinsicht auf ein dauerhaftes Konkurrenzangebot einstellen.

3. Vom Wollen zum Können oder: das Ehrenamt auf dem Qualifikationsprüfstand

Das hier anstehende Problem einer *bedarfsgerechten* Qualifikation korrespondiert unmittelbar mit den vorigen Überlegungen. Wir leben heute in einer „funktional differenzierten Gesellschaft“, wie das die Soziologen nennen, also einer Gesellschaft, die auf Arbeitsteilung und Spezialisierung bemüht, in der nicht alle alles können – und auch nicht können müssen –, in der sich jedoch der Grad der gesellschaftlichen Anerkennung, der Status und das Image von Berufen, Institutionen und Personen nicht zuletzt an der Exklusivität des Könnens und Wissens bemessen läßt. Daraus kann man jedoch einen folgenreichen Umkehrschluß ziehen: Was *jeder* kann, kann auch nicht wertvoll sein. Und es gibt nun eine ganze Reihe von Gründen dafür, daß nicht zuletzt auch der Erziehung und den pädagogischen und sozialen Diensten dieses Image der *Jedermannstätigkeit*, also der sog. „einfachen Anlernarbeit“ anhaftet (in Anbetracht der meist von Müttern privat erbrachten Erziehungsarbeit in den eigenen vier Wänden müßte man vielleicht genauer von „hausarbeitsnahen Tätigkeiten“ sprechen).

Nun muß man das nicht unbedingt bedauern. Aber man muß sich zumindest im klaren darüber sein, daß mit dem „Modell Ehrenamt“ diese Mentalität und Sichtweise tendenziell stabilisiert wird und dieses

Image dabei nicht nur auf die pädagogischen Berufe und die pädagogische Arbeit, sondern auch auf die so arbeitenden Organisationen zurückfällt. Auch wenn man die Arbeit von Ehrenamtlichen keineswegs pauschal als etwa inkompetent, unqualifiziert oder unverantwortlich bezeichnen könnte – dazu gibt es viel zu viele positive Beispiele –, so ändert dies doch nichts an dem Image von Jugendverbänden als einer Laienorganisation. Das heißt: Nicht die tatsächlich konkret vorhandenen Fähigkeiten sind hier Maßstab der Bewertung, sondern einzig und allein die Wahrnehmung einer qualifikationsarmen, also relativ voraussetzungslosen Zugangsmöglichkeit zu den Aufgaben und Funktionen einer ehrenamtlich arbeitenden und organisierten Einrichtung.

Damit stellen sich für die Jugendverbände in punkto Qualifikation, mehr denn je, in diesem Zusammenhang in Zukunft zwei Fragen:

Erstens: Wie läßt sich angesichts der vielerorts unübersehbaren Personalengpässe sicherstellen, daß dadurch nicht alle, die sich ehrenamtlich engagieren *wollen* (oder sich dazu überreden lassen), dieses auch ohne weiteres *dürfen* – ohne es zu *können*? Mit anderen Worten: Wie läßt sich auch beim Ehrenamt nach unten eine brauchbare Grenze zie-

hen (und sich taktvoll realisieren), bei einer Form des Engagements also, das nicht vertragsmäßig geregelt ist und nicht auf einem strengen Leistungsprinzip beruht? Wie läßt sich also, umgekehrt gefragt, vermeiden, daß nicht nur evtl. die Kinder zu Leidtragenden einer ungeschickten oder langweiligen, selbstzentrierten, dauerhaft überfordernden oder unzuverlässigen Gruppenleitung werden, sondern daß auch für den Verband die Wirkung von nicht gelungenen Formen der ehrenamtlichen Mitarbeit kontraproduktiv wird?

Zweitens: Wie können die Jugendverbände eine überzeugende „Philosophie“ des ehrenamtlichen Engagements entwickeln, eine Philosophie, in der nicht nur unentwegt pauschal auf die unverzichtbare Bedeutung des Ehrenamtes hingewiesen wird, sondern auch substantielle und inhaltlich überzeugende Argu-

mente dafür geltend gemacht werden? Argumente also, die darüber hinausgehen, daß das Ehrenamt nicht nur billiger oder für den Verband funktionaler sei, sondern daß es auch andere wichtige Gründe gibt, mit „freiwillig Engagierten“ Jugendarbeit zu betreiben (und dabei ein positiv besetztes Image erlangen wie das z. B. den Anonymen Alkoholikern, der Telephonseelsorge oder vielen Selbsthilfegruppen gelungen ist). Nur – dies wäre meine These – wenn das Ehrenamt überzeugend aus der Defensive einer billigen Ersatzlösung gelangt und evtl. andere darin liegende Vorzüge sichtbar gemacht werden, wäre es möglich, dem „neuen Ehrenamt“ jenen Auftrieb zu verleihen, den es unbedingt benötigt, um nicht nur verbal seiner Unverzichtbarkeit gerühmt zu werden oder aber zumindest ein völlig bedeutungsloses Schattendasein zu führen.

4. Auch das Ehrenamt hat seinen Preis oder: das Ehrenamt und seine Gratifikationen

„Etwas gegen etwas“ – auf diese einfache Formel läßt sich die Bereitschaft zum Engagement bei Ehrenamtlichen bringen. Die Erwartung einer Rückerstattung – in welcher Form auch immer – ist zu einem zentralen Bestandteil in der Debatte um das soziale Ehrenamt geworden. Der Mythos vom voraussetzungslo-

sen Altruismus, vom nicht nach sich selbst fragenden ‚barmherzigen Samariter‘ hat seine Leitbildfunktion für das Ehrenamt wohl endgültig eingebüßt. ‚Was bringt mir das?‘ ist die offene oder latente Frage, die sich stellt, wenn sich jemand entscheiden soll, in einem Verband ehrenamtlich mitzuarbeiten. Und die

dann zur Verfügung stehenden Wahlmöglichkeiten bei den in Aussicht gestellten Gratifikationen und zugrundegelegten Währungseinheiten sind wesentliche Komponenten, die zu einer Entscheidung für oder gegen das Ehrenamt beitragen.

Daß dabei die Jugendverbände ihrerseits immer wieder besonders auf *immaterielle* Gratifikationen verweisen – etwa einer unverwechselbaren Erlebnisqualität oder einer persönlichen Bereicherung im Umgang mit anderen Menschen –, ist legitim und nachvollziehbar. Aber ich habe doch so meine Zweifel, ob hierbei nicht sowohl die Attraktivität derartiger Währungseinheiten als auch deren „Exklusivität“ überschätzt wird (d. h., diese Gratifikationen sich längst nicht mehr auf die Jugendverbände beschränken).

Demgegenüber wird die gesellschaftlich weitaus am häufigsten verwendete und auch am universellsten einsetzbare Form der *materiellen* Gratifikation, das Geld, auffallend häufig mehr oder weniger entrustet verbal beiseite geschoben. In dieser Hinsicht werden die Verbände vermutlich noch eine ganze Menge an Diskussions- und Selbstklärungsbedarf vor sich haben, bis sie zu diesem verpönten Thema ein entspanntes oder zumindest pragmatisches Verhältnis entwickelt haben. Auf jeden Fall macht es keinen so rechten Sinn, wenn Jugendliche einen oft nicht unerheblichen Teil ihrer Zeit aus Überzeugung und freiwillig in die ehrenamtliche Ar-

beit im Verband stecken, um dann anschließend zur Nachtwache oder sonst einem Job zu hetzen, um das nötige Geld für die eigenen Lebens- und Konsumansprüche zu verdienen (die Pfarrer und Politiker machen ihre sog. ‚Arbeit aus Überzeugung‘ ja wohl auch nicht ganz ohne eine kleine finanzielle Entschädigung).

Ich kann dabei das Problem auch gar nicht so recht sehen: Wer Skrupel hat, das Geld nicht will oder nicht benötigt, kann es jederzeit dem Verband oder sonst einer gemeinnützigen Aktion zur Verfügung stellen. Daß aber die Arbeit, wenn sie denn gut ist, für den Verband, für die nutzenden Kinder und Jugendlichen und nicht auch zuletzt für die Gesellschaft einen ganz elementaren Wert besitzt und deshalb als Arbeit auch honoriert werden sollte – und dies eben gegebenenfalls *auch* mit Geld –, scheint mir inzwischen doch eine sich zunehmend durchsetzende Einsicht zu sein. Denn: Auch das Ehrenamt hat seinen Preis, ja muß sogar seinen Preis haben und ist ohne eine attraktive Gegenleistung in einer bedarfsgerechten Qualität nicht mehr zu haben.

Und diesen Punkt müßten die Jugendverbände, um ihrer eigenen Glaubwürdigkeit willen, aber auch um die lautstarke Befürwortung des Ehrenamtes seitens der Politik endlich vom Kopf auf die Füße zu stellen, m. E. von vorneherein jugend- und verbandspolitisch völlig anders

handhaben: nämlich in der politisch eindeutigen Forderung, für jede Stunde jugendarbeitsbezogener ehrenamtlicher Arbeit eine angemessene finanzielle Entschädigung zur weiteren Finanzierung der Jugendverbandsarbeit zu bekommen, also einem Art ‚Pflegesatz‘ oder einer Art ‚Wahlkampfveranstaltung‘ für die Jugendarbeit. Es geht also um eine Form der Entschädigung, die unter den Realkosten öffentlicher Jugendarbeit liegt – und deshalb auch für den Staat attraktiv sein muß –, die aber dennoch so hoch ist, daß die Jugendverbände damit eine attrak-

tive, bedarfsgerechte, mittelfristig planbare und gesicherte Jugendarbeit betreiben können. Wie die Jugendverbände dann dieses Geld wieder reinvestieren bliebe ihnen überlassen. Und wie die Politik sich dann künftig zu dieser Form des Ehrenamtes stellen würde, wäre zugleich ein guter Indikator dafür, um zu sehen, wie ernst es ihr tatsächlich mit Parolen wie ‚Reden ist Silber, Helfen ist Gold‘ ist – zumindest könnte sie dann vorbildhaft erst selbst einmal diese Maxime verwirklichen.

5. *Nützliche Arbeit zum Nulltarif oder: soziales Ehrenamt und soziale Berufe*

Wenn es richtig ist, daß das Ehrenamt etwas mit Tausch zu tun, also Zeit, Energie und Können gegen materielle und immaterielle Gratifikationen getauscht werden, dann stellt sich automatisch die Frage nach der Grenze zu den beruflichen Formen von Jugendarbeit und damit die Frage nach den sozialpädagogischen, oder kurz: sozialen Berufen. Und auch hier gibt es eine quantitative und eine qualitative Dimension. Ich will mich hier auf den quantitativen Aspekt beschränken.

Zum einen müssen wir, so habe ich gesagt, von einem Rückgang des sozialen Ehrenamtes insgesamt, aber auch innerhalb der Jugendverbände ausgehen; und daran können weder

die z. T. abenteuerlichen ‚Berechnungen‘ innerhalb der Jugendverbandsszenerie noch die durch nichts belegten Zahlen des Achten Jugendberichtes etwas ändern (im Gegenteil: Es wird ein für manche Verbände bereits erhebliches Problem durch beharrliche Negation einfach unter den Tisch gekehrt und damit die Möglichkeit eines kontrollierten Umgangs mit dem Problem verschenkt). Zum anderen können wir jedoch auf der beruflichen Seite der sozialen Dienste zugleich eine erstaunliche Expansion der erwerbsmäßigen sozialpädagogischen Arbeit feststellen. Dies will ich kurz skizzieren.

Allein im Bereich der *Jugendhilfe*, also vor allem in den Arbeitsfeldern

Kindergarten, Heim, Jugendamt und Jugendarbeit, hat die Zahl der tätigen Personen zwischen 1974 und 1990, also innerhalb von 16 Jahren, die durch einen z. T. dramatischen Anstieg der Arbeitslosigkeit, durch Stellensperren in den öffentlichen Haushalte u. ä. gekennzeichnet waren, von 220 000 auf 330 000 Personen und damit um immerhin 50 % zugenommen. Geht man noch weiter und betrachtet einmal die Entwicklung der *sozialen Berufe* insgesamt, so zeigt sich der noch gravierendere Tatbestand, daß von heute bereits weit über 500 000 Arbeitsplätzen in diesen Berufen drei von vier erst *nach* 1970 hinzugekommen sind.

Das bedeutet nichts anderes, als daß die pädagogischen und sozialen Dienste in den letzten 20 Jahren sich in der Bundesrepublik nicht nur ausdifferenziert, sondern auch personell erheblich verstärkt haben. Und dies heißt eben auch und hierin liegt ein bislang völlig unbeachteter Effekt für das Ehrenamt –, daß sich seit 1970 rund 350 000 bis 450 000 junge Menschen allein in *sozialpädagogisch* einschlägigen Ausbildungen qualifiziert haben, und daß sich ein großer Teil davon somit entschieden hat, sozusagen das Hobby, das Ehrenamt und die Bereitschaft, sich sozial zu engagieren, zum Beruf zu machen und damit zu einer regelmäßigen, zeitintensiven und dauerhaften Tätigkeit.

Wir können infolgedessen eine gewaltige Verschiebung, eine Trans-

formation des freiwilligen, ehrenamtlichen und vorübergehenden sozialen Engagements in Formen der Beruflichkeit feststellen, die natürlich nicht ohne Folgen für das Ehrenamt ist. Mit anderen Worten: Ausweitung und Wandel der sozialen Berufe sind ebenfalls eine Komponente, die das heutige Ehrenamt in einem anderen Lichte erscheinen lassen (allerdings, dies nur in Klammer, ist die Verberuflichung nicht ursächlich, wie immer wieder zu hören ist, für den Rückgang verantwortlich, sondern beide Entwicklungen sind sozusagen gemeinsamer Ausdruck einer dritten Entwicklung, nämlich dem gesellschaftlichen Wandel und den Modernisierungsprozessen, die immer tiefer in die *produktionsabgewandten* Bereiche des gesellschaftlichen Lebens eingreifen).

Wie aber sieht nun die berufliche Entwicklung für den engeren Bereich der Jugendarbeit aus? Hierzu drei kurze Befunde:

– Zum einen können wir anhand der nunmehr neu vorliegenden bundesweiten Daten des Statistischen Bundesamtes für das Jahr 1990 feststellen, daß die Zahl der insgesamt in der Jugendarbeit tätigen Personen – jenseits des Ehrenamtes – zwischen 1974 und 1990 von rund 13 000 auf fast 23 000 – das entspricht einer Steigerung von über 70 % – und damit gegenüber der gesamten Jugendhilfe *überdurchschnittlich* zugenommen hat. Dieser, vielleicht



doch etwas überraschende Befund belegt die weiter anhaltende Kontinuität des bereits früher konstatierten Trends zu einer Verberuflichung, Verfachlichung und Professionalisierung der Jugendarbeit.

- Nun wird zum zweiten gegen diesen Trend immer wieder eingewandt, daß sich dahinter vor allem ein Zuwachs an Personal in der kommunalen, offenen Jugendarbeit verberge. Die statistische Wirklichkeit sieht gleichwohl anders aus: Demgegenüber hat sich der Anteil des Personals in der Jugendarbeit bei den freien Trägern zwischen 1982 und 1990 die Zahlen davor sind nicht unmittelbar vergleichbar - von 50 % (1982) auf zuletzt 53 % (1990) erhöht. Und das heißt im Klartext nichts anderes, als daß

die Jugendarbeit in freier Trägerschaft zwischenzeitlich die „Mehrheitsanteile“ nicht nur beim ehrenamtlichen Personal besitzt (dort ja nahezu konkurrenzlos), sondern auch bei den hauptamtlichen Kräften - und damit, aus der Sicht des Personals, auch insgesamt Träger Nr. 1 der Jugendarbeit ist.

- Zum dritten läßt sich aber aus diesen beiden Entwicklungen auch ein Rückschluß auf das Verhältnis des hauptamtlichen Personals zur Anzahl der altersentsprechenden Kinder und Jugendlichen ziehen, also so etwas wie eine Personalquote bilden (ich wähle hierzu als rechnerische Bezugsgröße die Gruppe der 6-18jährigen). Ohne hier im Detail exakte Stimmigkeit beanspruchen zu wollen, ergibt sich hierbei

ein ganz eindeutiger Trend: Das Verhältnis von Kindern und Jugendlichen zum entsprechenden Personal in der Jugendarbeit hat sich von ehemals 900 : 1 im Jahre 1974 (bei einer Größenordnung der genannten Altersgruppe von rund 9,7 Mio.) über die Relationen ca. 580 : 1 bzw. 370 : 1 in den Jahren 1982 und 1986 auf nunmehr 325 : 1 im Jahre 1990 (bei nur noch 7,4 Mio. Kindern und Jugendlichen) verbessert. Dieser Befund ist, wie gesagt, bei allen Einwänden im Detail als Trend unbestreitbar.

Und betrachtet man auch hier einmal gesondert die Entwicklung bei den freien Trägern (unter Zugrundelegung einer Umrechnung aller dort insgesamt gezählten tätigen Personen auf volle Stellen), so ergibt sich – wiederum nur für den Zeitraum von 1982 bis 1990 fast eine Halbierung der sog. Personalquote: Während 1982 noch rein rechnerisch im Schnitt auf jeden Arbeitsplatz in der Jugendarbeit bei den freien Trägern etwa 1 440 Jugendliche im Alter von 6 bis 18 Jahren kamen, waren dies acht Jahre später nur noch 760 Kinder und Jugendliche. Dies ist in seiner Deutlichkeit ein m. E. doch erstaunlicher Befund, der ebenfalls ein indirekter Hinweis auf eine schleichende Ergänzung oder gar Ersetzung des Ehrenamtes durch berufliches Engagement sein könnte.

Mit dieser quantitativ-empirischen Analyse wird noch einmal eine zusätzliche Dynamik des Themas angedeutet, die immer wieder Anlaß zu wechselseitigen Schuldzuweisungen zwischen Ehrenamtlichen und Profis gibt: Auf der einen Seite der enorm gestiegene *Qualifikations- und Erwartungsdruck* gegenüber den Ehrenamtlichen (die nunmehr immer häufiger und deutlicher an den wachsenden fachlichen Standards bemessen werden), auf der anderen Seite der nicht verstummende *Legitimationsdruck* gegenüber den Hauptamtlichen, besser: den bezahlten Fachkräften („Wofür wirst Du eigentlich bezahlt?“), die mit der Anwesenheit von Ehrenamtlichen immer wieder in die Falle geraten, fachliche Kompetenz zeigen zu müssen – sonst bräuchte man sie ja schließlich nicht –, sie aber zugleich nicht zeigen zu *dürfen*, da sie sonst damit indirekt einer Abwertung und Diskriminierung des Ehrenamtes Vorschub leisten. Allein dieses Problem des ungeklärten Verhältnisses von Haupt- und Ehrenamtlichen in pädagogischen und sozialen Diensten, und nicht zuletzt in den Jugendverbänden, wäre ein eigenes Thema wert.

6. Die Zukunft ohne Ehrenamt oder: das Ehrenamt der Zukunft

Ich hatte eingangs formuliert, daß sich die Jugendverbände selbst eine fast gnadenlos hohe Hypothek zugemutet haben, indem sie sich verbal nach wie vor konsequent dem Ehrenamt verschrieben haben. Und diese Last der großen Hoffnung wird noch dadurch erschwert, daß viele in der Debatte um eine ‚Zukunft mit oder ohne Ehrenamt‘ dieses mit der zusätzlichen Bürde belegen, daß der „Abschied vom Ehrenamt“ zugleich einer ‚dramatischen Erosion der Dienstbereitschaft‘ junger Menschen, einer ‚Entsolidarisierung der Gesellschaft‘ und damit so etwas wie einem ‚Ende des Sozialen‘ in unseren modernen Zeiten gleichkäme. Ich halte das nicht nur für eine unangemessene Überfrachtung des Ehrenamtes, sondern auch für eine falsche Gleichsetzung von ‚Nächstenliebe‘, ‚Humanität‘, ‚Solidarität‘, oder wie immer man das auch nennen mag, mit dem freiwilligen sozialen Engagement. Vielmehr scheinen mir die vorhin genannten Zahlen zur Entwicklung des beruflichen Engagements genau einen umgekehrten Trend anzudeuten: daß noch nie zuvor so viele Menschen so viel Zeit ihres Lebens in pädagogische, soziale und pflegerische Tätigkeiten und Dienste investiert haben – wenn auch in einer anderen Form als vor 30, 50 oder 100 Jahren, eben in beruflicher Form. Ich würde deshalb dafür plä-

dieren, bei den Debatten um das Für und Wider des Ehrenamtes dieses weder zu glorifizieren noch zu überfrachten. Ich will daher abschließend kursorisch noch einige Gedanken zur Diskussion stellen, die mir unabdingbar zu sein scheinen, wenn eine moderne Jugendverbandsarbeit auch mit Anteilen eines dann veränderten Ehrenamtes eine Zukunft haben will.

(1) Immer wieder werden zwei Heilmittel ins Spiel gebracht, die dem Dauerpatienten Ehrenamt wieder auf die Beine helfen sollen: die gedankliche Umdefinition des jugendverbandlichen Ehrenamtes in den Begriff der „Selbsthilfe“ einerseits und in eine jugendkulturelle „Szenenorientierung“ andererseits. Ich halte beide Therapieformen für letztlich wirkungslos und will das kurz begründen.

Der *Selbsthilfegedanken*, der die Jugendarbeit immer durchzogen hat und u. a. in der alten ‚Jugend-führt-Jugend-Idee‘ der Jugendbewegung ihren sprachlichen Ausdruck fand (jedoch auch schon damals unter Ideologieverdacht stand), trifft nicht den Kern der *verbandlichen Jugendarbeit*, und zwar in einem doppelten Sinne: Auf der einen Seite ist der Gedanke der Selbsthilfe immer auch von dem Gedanken einer trägerunabhängigen Selbstorganisation getragen, was mir dem Prinzip

einer wertgebundenen, organisierten Verbandszugehörigkeit doch deutlich zu widersprechen scheint (wenn sich die Verbandsidee nicht völlig ins Luftleere auflösen soll); auf der anderen Seite ist die faktische Form der organisierten Arbeit in den Jugendverbänden keineswegs eine *von* Jugendlichen selbst inszenierte, freie und unabhängige Arbeit *für* Jugendliche. Und der demzufolge konsequent damit zu verbindende Anspruch einer (organisations-)unabhängigen *Selbstregulation* vermag ich zumindest in keiner Form eines mir bekannten Jugendverbandes zu sehen (es wäre dann eben auch kein Jugendverband mehr). Da zudem die sog. Selbsthilfebewegung sich in den letzten Jahren zumindest empirisch nicht auffällig weiter verbreitet, sondern vielmehr sich ebenfalls tendenziell eher institutionalisiert und verberuflicht hat, kann ich auch den symbolträchtigen Signalcharakter und die motivationsauslösende Kraft dieses alternativ angebotenen Leitbildes nicht sehen.

Gleiches gilt für den Gedanken einer stärkeren *Szenenorientierung*. Hiermit würde man, vereinfacht gesagt, den Teufel mit dem Belzebub austreiben. Szenen, Cliquen und andere informelle Beziehungsgefüge von Kindern und Jugendlichen zeichnen sich gerade durch einen hohen Grad an Offenheit, Unverbindlichkeit und latenter Gruppenstruktur, kurz: an produktiver Diffusität aus – also in etwa genau dem



Gegenteil dessen, was Organisationen auszeichnet: ein ‚Innen‘ und ‚Außen‘, ein Mindestbedarf an kontinuierlicher, verbindlicher und aktiver Mitgliedschaft und das formale Gerüst einer manifesten Organisationsstruktur. Insoweit haben Szenen und organisierte Jugendgruppen auf der äußeren Ebene nicht viel gemein. Aber gleichwohl bedeutet dies natürlich nicht, daß Jugendverbände sich nicht wieder verstärkt bemühen sollten, zu einer ‚zweiten Heimat‘ für die Jugendli-

chen zu werden, persönliche Bindungen zu den Kindern und Jugendlichen und zwischen ihnen aufzubauen und zu fördern. Denn nicht nur die inhaltliche Qualität der Angebote entscheidet letztlich über die Attraktivität eines Jugendverbandes und seiner Arbeit, sondern auch das Klima der Akzeptanz und die persönliche Bewertung der anwesenden Personen.

(2) Ich will demgegenüber eine andere Gestalt eines zukünftigen Jugendverbandes zur Diskussion stellen: Jugendverbände als *wertorientierte soziale Dienstleistungszentren für Kinder und Jugendliche*, als öffentliche, inszenierte moderne Lebensräume, spezialisiert auf die Gruppe der Heranwachsenden. Dies ist – im Detail – ein ebenso anspruchsvolles wie weitreichendes Konzept, das ich hier nur benennen, jedoch nicht weiter ausführen kann. Es scheint mir aber gar nicht so weit hergeholt zu sein, wenn man sich darauf verständigen kann, daß die geschichtliche Funktion der Jugendverbände (also ihre Bedeutung für andere gesellschaftliche Bereiche, nicht für sich selbst als Verband) und damit ihre eigentliche Leistungsstärke faktisch schon immer – natürlich nur im gelungenen Falle – in der ambivalenten Doppelrolle lag als gesellschaftlicher und sozialer Integrationsfaktor *und* zugleich als kritisch-innovatorischer Impulsgeber für jugendkultur- und bereichs- bzw. bezugsgruppenspezifische Reformen, also in den

jeweiligen Milieus und Verbandskontexten (und dies gilt übrigens auch ganz deutlich für die sog. eher ‚konservativen‘ Verbände, die in ihren eigenen Reihen und Referenzsystemen z. T. sogar ungleich bedeutungsvollere Veränderungen und Modernisierungsprozesse mit ausgelöst und gegen vielerlei interne Widerstände mit durchgesetzt haben, Modernisierungsschübe, die in ihrer gesellschaftlichen Gesamtrelevanz vielfach unterschätzt werden).

Zwei mit einem Leitbildwechsel hin zu einem an der Gemeinnützigkeit orientierten, sozialen Dienstleistungszentrum auftretenden Fragen wären dann u. a. zum einen die Neubestimmung des Verhältnisses von *Verband und Jugendarbeit* auf der einen Seite mit Blick auf den Zweck und die Basis der Aktivitäten (also z. B. auf der Basis einer eher verbandsbezogenen starren Wertorientierung oder nicht-festgelegten Lebens- und Erlebnisräumen für zeit- und jugendgemäße Wertdebatten) sowie das jugendspezifisch-immanente *Verhältnis von Jugendarbeit und Jugendpolitik* mit Blick auf die Einlösbarkeit eines permanenten Doppelanspruches auf der anderen Seite (oder der Alternative einer künftig etwa stärkeren Spezialisierung einzelner Jugendverbände auf Jugendpolitik oder Jugendarbeit).

(3) Von dieser Warte eines neu formulierten Dienstleistungsgedankens aus (dem sich Kirchen, Wohl-

fahrtsverbände, Sportvereine und Gewerkschaften ebenfalls stellen müssen), ergeben sich dann auch die möglichen Variationen dessen, was wir heute vergleichsweise pauschal unter Ehrenamt diskutieren. Oder als Frage formuliert: Welche Perspektiven hat in diesen neuen, „inszenierten Milieus“ das Ehrenamt? Es wäre dann vermutlich nicht mehr das alleinige gedankliche wie faktische Zentrum der Jugendverbandsarbeit (eher könnte man sich vielleicht eine bi-polare Form der Personalorganisation vorstellen). Aber dennoch sind dabei verschiedene Formen der freien Mitarbeit, wie ich diese Form des Engagements und der Arbeit dann eher nennen würde, denkbar (und die natürlich heute auch schon unter dem Etikett Ehrenamt existieren). Ich sehe vorerst drei Typen:

Typ A: der *Rohdiamant*. Hier fungieren die Jugendverbände vor allem als Entdecker und Förderer von jenen jungen Menschen, bei denen der Weg in einen sozialen Beruf – vom Ende aus gesehen – sozusagen schon vorgezeichnet war, also Jugendliche, die man früher als ‚pädagogische Naturtalente‘ bezeichnet hätte. Sie sind an allen Angeboten interessiert, die zur weiteren Qualifizierung und Fundierung ihrer Arbeit beitragen. Wie noch unentdeckte Fußballtalente in einem Amateurverein bleiben sie solange im Verband, bis sie die Möglichkeiten einer systematischen und ausführenden Qualifizierung und be-

ruflichen Beschäftigung mit pädagogischen und sozialen Fragen neu herausfordern und ihr bisheriges freiwilliges Engagement zum Berufsziel werden lassen (und sie dann später u. U. wieder als hauptberufliche Fachkräfte in den Verband zurückkehren).

Typ B: die *qualifizierte Honorarkraft*. Hierbei ist an zwei unterschiedliche Typen zu denken, zum einen an die *pädagogisch* qualifizierte Fachkraft, die im pädagogischen Bereich gegen ein Honorar für den Verband soziale Dienstleistungen anbietet, zum anderen die Fachkraft für spezialisierte, nicht-pädagogische Dienste (etwa im Bereich Sport, Musik, Kultur, Theater, Technik, Handwerk, Betriebswirtschaft etc). Diese vertraglich regulierte Formen einer stundenweisen freien Mitarbeit, wie sie in vielen Sportarten, in den Jugendkunst- und Jugendmusikschulen schon längst existieren, kämen in etwa dem gleich, was man im Fußball ‚Vertragsamateure‘ nennt, also jenem Typus, der fachliche Kompetenzen deutlich oberhalb des Durchschnittes hat, ohne dafür bereits zwingend beruflich qualifiziert zu sein, und der gegen ein Honorar eine erwartbar zuverlässige, kontinuierliche, qualifizierte und bedarfsgerechte Arbeit leistet (in punkto Verbandsorientierung ergäben sich dabei ähnliche Möglichkeiten und Überlegungen wie etwa bei der Einstellung von hauptberuflichem Fachpersonal in den konfes-

sionellen Wohlfahrtsverbänden, den Gewerkschaften, den Parteien oder den Kirchen).

Schließlich Typ C: die *„ehrenamtlichen“ MitarbeiterInnen aus Überzeugung*. Diese Form der „GesinnungstäterInnen“ entsprechen am ehesten dem, was derzeit unter Ehrenamt verstanden wird und was sich Verbände schon immer als Idealtypus gewünscht haben, aber zunehmend weniger anzutreffen ist. Dieser Typus von Ehrenamtlichkeit wird am ehesten verständnislos auf das Thema Geld reagieren, will aus Überzeugung gerade in diesem Verband mitmachen, sieht eine Chance, sich und seine Ideen im Verband zu realisieren, sieht dort seine ‚zweite Heimat‘ und ein für ihn wichtiges und befriedigendes modernes Milieu. Möglicherweise ist für ihn der Verband auch geradezu ein Ort des stillen, oder besser: des gelebten Protestes gegen kritikwürdige gesellschaftliche Entwicklungen, gegen den Zeitgeist der saturierten Mehrheit. Der Verband wäre für ihn in diesem Falle fast so etwas wie eine Gegenöffentlichkeit und mit seiner offenen, aber wertbezogenen Orientierung als ‚inszenierte Gemeinschaft‘ ein seines Erachtens ideales Forum für die Suche von Kindern und Jugendlichen nach einer eigenen kulturellen Identität.

Diese drei Typen beanspruchen keineswegs, vollständig die Möglichkeiten zukünftiger Formen der freien Mitarbeit in Verbänden ne-

ben und jenseits der qualifizierten Fachkräfte abzubilden. Sie scheinen mir aber alle kompatibel zu einem modernisierten und bedarfsgerechten Jugendverband. Ob diese Typen freilich den Jugendverbänden und dem Ehrenamt helfen können, eine eigene, attraktive Zukunft zu entwickeln, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Allerdings dürfte aber auch deutlich sein, daß die dahinter liegende Frage nach der Umgestaltung des Ehrenamtes für die Jugendverbände nur die halbe Wahrheit ist, kurz: daß die Fragerichtung auch umgekehrt werden muß: Wie müssen die Jugendverbände der Zukunft aussehen, damit sie für ehrenamtliches Engagement wieder attraktiv werden? Dieser Gedanke spätestens verweist auf eine dringend notwendige, kluge und systematische Selbstbeobachtung der Jugendverbände. Denn: Der „Fehler im System“ könnte ja immerhin auch bei ihnen selbst liegen.

Insoweit bin ich mir einigermaßen sicher, daß Jugendverbände nur in dem Maße neu, anders und wieder verstärkt als Orte des freiwilligen Engagements interessant werden, wie sie als wertorientierte Dienstleistungsanbieter für Kinder und Jugendliche neue identifikationswürdige, moderne Milieus hervorbringen und verkörpern: Milieus, in denen man sich wohlfühlt, nicht weil alle die gleiche Meinung haben bzw. gemeinsam einer vorgegebenen Meinung folgen, sondern in der man sich integriert und akzeptiert

fühlt, weil alle eine eigene Meinung haben bzw. haben können und in der man sich trotzdem oder gerade deswegen toleriert und respektiert. Und in denen man – ohne daß es zu einem falschen Ritual wird – in einer Atmosphäre der Vertraulichkeit altersgerechte und altersrelevante Wertebatten anbietet und fördert.

Auf diesem Wege könnten sich dann Jugendverbände zu neuen Formen von attraktiven Gemeinschaften entwickeln. Eben zu jenen Gemeinschaften und „inszenierten Milieus“, die diese Gesellschaft gegen ihre eigenen desintegrierenden Kräfte und als neue Angebote einer „reflexiven Standardisierung“ – sozusagen als Orte der individuellen Standortfindung in vertrauensbildenden Milieus – dringend benötigt. In denen dann die Solidarität und der Zusammenhalt einer Gruppe innerhalb einer insgesamt ‚individualisierten Risiko- und Konkurrenzgesellschaft‘ nicht auf Kosten anderer entsteht, kurz: in denen Jugendverbände und darin die heranwachsenden Jugendlichen lernen, sich der Instrumente und Möglichkeiten der Moderne zu bedienen, ohne zugleich ihren Risiken und Nebenwirkungen passiv und hilflos ausgeliefert zu sein.

Mit anderen Worten: Jugendverbände können und müssen lernen, künftig intelligent auf der Klaviatur der Moderne ein Lied zu spielen, also das Instrumentarium zu beherrschen und dabei der Moderne

aber immer auch neue Zugeständnisse im Interesse der nachwachsenden Generation und einer kind- und jugendgerechten Gesellschaft abzutrotzen. Das heißt, sie müssen lernen, auch in einer „anderen Moderne“ ein ambivalentes Milieu zu werden und zu bleiben. Dies wäre für mich zumindest ein altes und zugleich neues, ehrenwertes Leitbild für modernisierte Jugendverbände von morgen, in denen das Ehrenamt vielleicht sogar auch wieder etwas mit Ehre zu tun haben könnte.

Anstelle einer ausführlichen Literaturliste sei als Hintergrund der hier vorgetragenen Argumentation ausnahmsweise auf folgende eigene Literatur verwiesen:

(a) Zum Ehrenamt

- Müller, S./Rauschenbach, Th. (Hg.): Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif, Weinheim und München, 2. Auflage 1992.
- Rauschenbach, Th./Müller, S./Otto, U.: Vom öffentlichen und privaten Nutzen des Sozialen Ehrenamtes, in: Müller/Rauschenbach (1992), S. 223–242.
- Rauschenbach, Th.: „Die (Un-)Wahrscheinlich der Hilfsbereitschaft“. Soziale und politische Bedingungen des freiwilligen Bürgerengagements, in: Bosch, E.-M./Knopf, B. (Hg.), Rückgewinnung des Sozialen. Zukunftsperspektiven des Sozialengage-

- ments (herausgegeben vom Paritätischen Bildungswerk Berlin und dem Treffpunkt Hilfsbereitschaft), Berlin 1990, S. 29–47.
- Rauschenbach, Th.: Gibt es ein „neues Ehrenamt“? Zum Stellenwert des Ehrenamtes in einem modernen System sozialer Dienste, in: Sozialpädagogik, 33. Jg., 1991, Heft 1, S. 2–10.
 - Rauschenbach, Th.: Das Ehrenamt im Jugendverband. Historisches Relikt oder unverzichtbarer Bestandteil? in: Böhnisch, L./Gängler, H./Rauschenbach, Th. (Hg.), Handbuch Jugendverbände, Weinheim und München 1991, S. 282–294.
 - Rauschenbach, Th.: Jugendliche und freiwilliges Engagement in der Gesellschaft – Lieber bezahlter Wirt als barmherziger Samariter? Zur Modernisierung einer biblischen Parabel, herausgegeben von der Ev. Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Kriegsdienstverweigerer (EAK), Bremen 1992 (erscheint in überarbeiteter Fassung unter dem Titel „Freiwilligendienste – eine Alternative zum Zivildienst und zum sozialen Pflichtjahr? Formen sozialen Engagements im Wandel“ in der Zeitschrift Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 1992, Heft 3).
- (b) *Zur beruflichen Sozialpädagogik/Sozialarbeit*
- Rauschenbach, Th.: Jugendhilfe als Arbeitsmarkt. Fachschul-, Fachhochschul- und UniversitätsabsolventInnen in sozialen Berufen, in: Sachverständigenkommission Achter Jugendbericht (Hg.), Jugendhilfe – historischer Rückblick und neuere Entwicklungen. Materialien zum Achten Jugendbericht (Bd. 1), München 1990, S. 225–297.
 - Rauschenbach, Th.: Fachkräfte in der Jugendhilfe. Bilanz einer vernachlässigten Erfolgsgeschichte, in: Wiesner, R./Zarbock, W.H. (Hg.), Das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) und seine Umsetzung in die Praxis, Köln u. a. 1991, S. 401–428.
 - Rauschenbach, Th.: Sind nur Lehrer Pädagogen? Disziplinäre Selbstvergewisserungen im Horizont des Wandels von Sozial- und Erziehungsberufen, in: Zeitschrift für Pädagogik, 38. Jg., 1992, Heft 3, S. 385–417.
- (c) *Zur Individualisierung und Moderne*
- Rauschenbach, Th./Gängler, H. (Hg.): Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft, Neuwied u. a. 1992.
 - Rauschenbach, Th.: Soziale Arbeit und soziales Risiko, in: Rauschenbach/Gängler (1992), S. 25–60.
- Prof. Dr. Thomas Rauschenbach ist Professor für Sozialpädagogik an der Universität Dortmund*